

„Eine Vorderbühne für Hinterbühnenverhalten? Jugendliche Nutzerperspektiven auf Facebook.“
Andreas Bischof, M.A.

Mit dem Begriff der *Lebenswelt*, den dieser Band im Titel führt, wird ein Aspekt der Nutzung sozialer Netzwerkseiten betont, der in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Social Media lange vernachlässigt wurde: Die überwältigende Selbstverständlichkeit online vermittelter Interaktionen für die Nutzer. Stattdessen sind die meisten gesellschaftlichen und akademischen Diskurse über den Umgang mit Plattformen wie Facebook von Euphorisierung oder Pathologisierung¹ geprägt und werden deren tiefen Implementierung in den Alltag ihrer Nutzer nur selten gerecht. Der vorliegende Beitrag möchte demgegenüber eine rekonstruktive Perspektive auf die Alltäglichkeit der Nutzung etablieren.² Das phänomenologische Konzept der Lebenswelt ist dabei der Ausgangspunkt der Untersuchung: Es meint gleichzeitig den Modus der menschlichen Weltaneignung (Husserl 1996: 83) und andererseits die konkrete, „ausgezeichnete“ Lebenswelt (Schütz, Luckmann 1975: 21). Mit Blick auf die Software Facebook soll deshalb zunächst nach den technisch-kulturellen Bedingungen der Aneignung von Facebook gefragt werden (2): Unter welchen Bedingungen kann hier überhaupt Kommunikation stattfinden? Zum anderen soll die Perspektive jugendlicher Nutzer auf *ihre* Alltagswelt Facebook rekonstruiert werden (3). Was ist für Teenager dort *common sense*? Wie verhält sich die Sphäre Facebook zu anderen Sphären ihres Alltags wie Elternhaus und Schule? Vor der empirischen Bearbeitung dieser Fragen muss allerdings geklärt werden, wie sich Web-Plattformen überhaupt als soziale Situationen verstehen und analysieren lassen (1).

1) Facebook-Nutzung als technisch vermittelte Interaktion

Es ist problematisch, Facebook anhand eines engen Medienbegriffs zu untersuchen. Das Verständnis von sozialen Netzwerkseiten als bloßen Informationskanälen, neutraler Träger von Informationen, wird nicht nur durch deren hohen Grad an Medienkonvergenz irritiert (Neuberger 2011: 34), sondern lässt auch deren sinnhafte Gestaltung und Aneignung außen vor. Ein ‚starker‘, gewissermaßen anthropologischer Medienbegriff, der Medium als Prozess der Vermittlung von Welt versteht (Tholen 2005: 153f.), wird dem Ziel dieser Untersuchung gerechter: Der über Facebook zustande kommende Austausch ist nicht bloß *übermittelt* sondern vielmehr durch das Interaktionsumfeld *vermittelt*.

Die prominente Rolle des „Face“ im Wortsinn und als zu wahrendes soziales Gesicht (Goffman 1994) legt dafür einen theoretischen Rückgriff auf Erving Goffmans Arbeiten schon begrifflich nahe. Vor allem drängt sich (s)ein an alltäglichen Interaktionen anknüpfendes Verständnis aber deswegen auf, weil Facebook eine explizit soziale Plattform ist, die auf eine enge Verknüpfung der Profile mit face-to-face-Lebenswelten abzielt: „Facebook verspricht schon im Namen eine Rückverschiebung der Rahmenbedingungen, indem es seine Nutzer nicht, wie im Internet üblich, als Avatare, Nicknames oder IP-Adressen adressierbar [...] macht, sondern zunächst von ihren Gesichtern [...] ausgeht.“ (Benkel 2012: 1). Entscheidend für den Goffman-Bezug dieses Aufsatzes ist dessen Verständnis von alltäglichen Interaktionen als eigengesetzliche Sphäre des Sozialen (Goffman 1981: 9): Goffman

¹ So lautete z.B. auch der Titel einer der wenigen „Internetphänomene“ thematisierenden Arbeitsgruppen auf dem Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bochum 2012.

² Der Beitrag basiert auf Ergebnissen einer Abschlussarbeit am Institut für Kulturwissenschaften der Universität Leipzig (Bischof 2012).

betonte die vermittelnde – gleichzeitig sozial strukturierte und sozial strukturierende – Funktion von Interaktionen für Gesellschaft, die sich in und durch Alltags-Interaktionen immer wieder prozessual vollziehen muss. Diese Betonung der Eigengesetzlichkeit der alltäglichen Begegnungen kann als Goffmans Vermächtnis für die Soziologie angesehen werden (Knoblauch 1994: 9).

Auch die im Titel dieses Aufsatzes zitierte Konzeption von Vorder- und Hinterbühne ist eine vielfach adaptierte Goffman'sche Metapher für die Analyse von Selbstdarstellungen im Social Web. An ihrer häufig missverständlichen Deutung (s.u.) zeigt sich aber ein begriffliches Problem der Anwendung Interaktionistischer Analysen auf Online-Kommunikation. Der Transfer solcher Theorien auf Online-Kommunikationen ist bei weitem nicht so problemlos, wie der häufige Bezug impliziert. Vielmehr hat vor allem Goffman körperlose Interaktionsformen aufgrund ihrer fehlenden Unmittelbarkeit stets als randständig begriffen und explizit nicht in die Reichweite seiner Überlegungen einbezogen (Knoblauch 1994: 34) – So erklärt sich auch Trevor Pinch's Suche nach einem „Goffman of the Internet“ (Pinch 2007), der sich den alltäglichen Begegnungen dort annimmt. Der Zugriff auf soziale Netzwerkseiten mit Goffman'schen Analyse-Metaphern kann also nur über Umwege gelingen.

Ich möchte vorschlagen, diese exponierte Rolle der körperlichen Kopräsenz in Goffmans Verständnis von Sozialität zu untersuchen, um face-to-face- und Online-Interaktionen vergleichen zu können. Goffman so zu lesen (Bischof 2012: S. 8ff.) verdeutlicht, dass die wichtigste Funktion der körperlichen Kopräsenz in der Ermöglichung und Unausweichlichkeit (nicht nur intendierter) gegenseitiger Informationsflüsse liegt. Solche Informationsflüsse sind für Goffman nicht zuerst semantische Botschaften, wie Gedanken oder Ideen, sondern häufig unbewusst wahrgenommene oder erzeugte Marker situativ adäquaten sozialen Verhaltens. Dazu zählen zum Beispiel spontanes Erröten, die Schulter- und Kopfhaltungen bei Fußgängern (Goffman 2002: 34). Aber auch Begrüßungsrituale (ebd.: 110ff.) sowie das Aufführen sozialer Rollen und damit verknüpft absichtsvoll gegebene Informationen fallen darunter. Die soziale Netzwerkseite Facebook, so meine These, macht solche Informationsflüsse ebenso möglich und nötig wie die materiellen Szenerien unseres face-to-face-Alltags. Zwar findet Facebook-Kommunikation in der Regel in körperlicher Abwesenheit statt, vermittelt Kopräsenz aber durch technische Optionen. Auf den funktionalen Kern seiner Situationsdefinition reduziert – eine Szenerie, die durch gegenseitige Wahrnehmung konstituiert ist (Goffman 2007: 99) –, lässt sich die Plattform mit Goffman als ‚echte‘ soziale Situation untersuchen. Die häufige Apostrophierung von Facebook *als Ort* durch seine Nutzer ist damit nicht nur metaphorisch, aus historischen-kulturellen Gründen oder anthropologisch-kognitiv³ plausibel, sondern auch funktional: Das technische Ziel Facebooks ist die Herstellung sozialer Situationen, somit nimmt es für darüber vermittelte Interaktionen dieselbe Rolle ein, wie die physische Räumlichkeit in Goffmans Analyse von face to face-Begegnungen. Nicht zuletzt deswegen lassen sich viele der von Goffman beobachteten Regeln des alltäglichen Aufeinandertreffens in Abwandlungen auch auf sozialen Netzwerkseiten beobachten – Sie funktionieren wie die physischen Räume der face to face-Begegnungen.

Allerdings hat die Ermangelung ‚harter‘ physischer Grenzen bzw. deren Transformation in technische Substitute komplexe Folgen für die Beschaffenheit der sozialen Situation. Es ist deswegen nicht nur in Abgrenzung zu Goffmans körperlichem Interaktionsbegriff sinnvoll, von einer anderen Art von

³ Das historisch-kulturelle Argument einer Verräumlichung der Wahrnehmung und Verhandlung des „Cyberspace“ besteht im Rückgriff auf kulturell bereits etablierte und bekannte Formen der Informationsverortung (Wenz 1999). Das kognitiv-anthropologische Argument betont, dass menschliches Erinnern und Denken per se in räumlichen Metaphern stattfindet (Grassmuck 1995).

Interaktion zu sprechen, sondern auch deshalb, weil die Bedingungen von Online-Situationen flüssiger und asymmetrischer sind. Im Rückgriff auf Joachim Höflichs Begriffsvorschlag, möchte ich Facebook-Interaktionen deswegen *technisch vermittelte Interaktion* (Höflich 1997) nennen. Diese setzen physische Präsenz ebenso wenig voraus wie eine Unmittelbarkeit der Nutzung (ebd.: 207). Das Verhalten in den Interaktionen kann damit prospektiv oder retrospektiv weit über unmittelbare Reaktion hinausgehen und dennoch durch die Beschaffenheit der Technik beeinflusst sein.

2) Die soziale Situation Facebook

Die Spezifika der sozialen Situation Facebook werden von Sozialwissenschaftlerinnen erst seit kurzem mit dezidiertem Blick auf die technischen Optionen der Plattform untersucht (Bucher 2012, Wiedemann 2011). Ohne sich der Gefahr materialistischer oder technikedeterministischer Verzerrungen auszusetzen, ist es nicht nur fruchtbar, sondern angesichts der Vermitteltheit der Facebook-Nutzung schlicht notwendig, deren technische Bedingungen zu rekonstruieren. Dabei sind die intendierten Folgen der Facebook-Schöpfer (z.B. Erhöhung der Nutzungszeit zur Steigerung der Werbeerlöse) nur eine Ebene der Sinnvermittlung. Neben expliziten Absichten und Gebrauchsanweisungen gibt es auch ‚stumme‘ medienspezifische Optionen und Restriktionen, die die durch sie vermittelten Interaktionen sinnhaft konstituieren. Algorithmen bilden nicht objektiv ab, sondern tragen jeweils bewusst oder unbewusst eingefügte Selektionskriterien in sich. Im Folgenden sollen deshalb die wirksamsten Charakteristika der technischen Gestaltung Facebooks kurz beschrieben werden.

Beschleunigte performative Sphäre

Das vermutlich wichtigste technische Alleinstellungsmerkmal Facebooks stellte die Einführung des Newsfeeds im Jahr 2007 dar. Die vertikal aufgebaute Ansicht zeigt chronologisch die aktuellen Meldungen (ursprünglich aller) verbundenen Profile. Die Aktivitäten und Äußerungen anderer Nutzer wurden dadurch erstmals gebündelt sichtbar und durch die Chronologisierung auch beschleunigt. Der Newsfeed wird deshalb als „Quantensprung im Bereich der sozialen Netzwerke“ bezeichnet (Coté und Pybus 2011: 55): Er schafft eine performative (halb-) öffentliche Sphäre der Nutzer mit engen Rückkopplungen, die in Echtzeit reproduziert und durch die Funktion „Teilen“ zirkuliert werden.

Quantifizierung

Relativ komplexe Alltagskonzepte wie zum Beispiel „Freundschaft“ werden durch die Gestaltung Facebooks notwendigerweise auf quantifizierte Datenbankinhalte reduziert. So berechnet der Algorithmus EdgeRank anhand dreier Kriterien (Netzwerk-Nähe, Austausch-Impact, Zeit seit letztem Kontakt) wie wichtig befreundete Nutzer und deren Statusmeldungen füreinander sind. Für jede Verbindung, die ein Nutzer zu anderen hat, wird so eine Punktzahl errechnet, die sich auf die gegenseitige Sichtbarkeit (nicht nur) im Newsfeed auswirkt. Eine Folge dieser Quantifizierung ist die Irritation und Neuaushandlung sozialer Regeln des Eingehens und Repräsentierens sozialer Beziehungen auf Facebook: Ab wann ist man „ein Freund“?

Homogenisierende Erfassung & Kontextualisierung

Die Verwendbarkeit der Nutzerdaten für werbewirtschaftliche Zwecke erfordert deren homogenisierende Erfassung: Die Nutzer können ihre Profilingenauer Informationen nahezu ausschließlich entlang ästhetischer und lebensstil- bzw. milieutypischer Aspekte vervollständigen (Lieblingsbands,

Lieblingsfilme, ...). In den vergangenen Jahren ist eine zunehmende Differenzierung der Erhebung persönlicher Angaben, allerdings unter Zunahme von Kontextualisierung, zu beobachten. Die neue Darstellungsform „Chronik“ stellt die Nutzerprofile als Lebensläufe mit normativen Implikationen dar, die von den Nutzern und deren Freunden mit wichtigen Ereignissen – Facebook schlägt z.B. Erreichen eines Universitätsabschlusses oder auch „Gewichtsverlust“ (Facebook Inc. 2011) vor – vervollständigt werden sollen.

Vergleichskommunikationen

Die Anzahl der befreundeten Profile auf Facebook gehört zu den prominent platzierten Informationen der Profelseite und befindet sich in unmittelbarer Nähe zum Profilbild. Sie evokiert ebenso wie die Möglichkeit Beiträge und Aktivitäten zu „Liken“ – mittels des berühmten „Gefällt mir“-Daumens – Vergleichskommunikationen zwischen den Nutzern bezüglich deren Beliebtheit und Attraktivität. Diese Interpretation wird keineswegs von außen (z.B. durch distinktionsbewusste Teenager) herangetragen, sondern gründet schon im Vorläuferprojekt der Facebook-Gründer, „Facemash“, einer illegal mit Fotos von Kommilitonen bestückten Website zur Bewertung deren Attraktivität (Kaplan 2003).

Asymmetrie

Das Prinzip sozialer Netzwerkseiten wie Facebook besteht darin, befreundeten Nutzern reziproke Blicke und Bezugnahmen zu ermöglichen. Allerdings ermöglicht Facebook Werbekunden und Plattformbetreibern darüber hinaus auch einen unsichtbaren und einseitigen Zugriff auf Nutzungsdaten und Inhalte (vgl. Neuberger 2011: 41) – zum Ziel der Monetarisierung in Form von Werbeplatzierungen.

Diese Vielfalt und auch Widersprüchlichkeit von Optionen und Restriktionen ist nicht als in eine gemeinsame Richtung wirkend zu verstehen, vielmehr handelt es sich um eine *Assemblage*.⁴ In Bezug auf das von Goffmans adaptierte Konzept der sozialen Situation lässt sich festhalten, dass die algorithmische Differenzierung der reziproken Sichtbarkeit (siehe EdgeRank) Facebook in zahlreiche *unterschiedliche soziale Situationen* aufteilt: Die Plattform ist zwar ein einheitlich gestalteter ‚Raum‘ und bietet somit für alle Nutzer prinzipiell die gleichen Beobachtungs- und Interaktionsmöglichkeiten. Welche Türen geöffnet sind oder welche Fenster verspiegelt, kann aber auch zwischen im Moment interagierenden Nutzern unterschiedlich sein.

3) Facebook als Vorderbühne für Hinterbühnen-Verhalten?

Die Rekonstruktion der technischen Optionen und Restriktion der Plattform hat ausdrücklich nicht zum Ziel, die Nutzung als technisch determiniert zu deduzieren. Vielmehr zeigt die Untersuchung der Nutzungsgewohnheiten von Jugendlichen,⁵ dass sich durch unterschiedliche Nutzungsmotivationen

⁴ Deleuze und Guattari (1987: 504ff) haben unter diesem Namen eine Theorie administrativer und technischer Praktiken der Beherrschung und Erschließung von Räumen entwickelt, die auf die hier etablierte Perspektive übertragen werden kann: Facebook ist eine Assemblage (Bündel aus Praktiken und Gegenständen), die die Sphäre der Alltagswelt auf eine neue, maschinenlesbare Weise erschließt und verständlich macht, indem sie eigene strukturelle Ordnungen erschafft.

⁵ Es wurden drei Gruppendiskussionen (nach Bohnsack 2003) mit insgesamt 21 adoleszenten und post-adoleszenten Teilnehmerinnen geführt, die nach den Verfahren der objektiven Hermeneutik und dokumentarischen Methode analysiert wurden. Ergänzt wurden diese Daten mit teilnehmenden Beobachtungen auf der Plattform und einer Online-Befragung ausgehend von meinem eigenen Profil.

und –kontexte substituierende und abweichende Gebrauchsformen entwickeln. In durch häufige und intensive face-to-face-Kontakte geprägten sozialen Nutzungskontexten (Schule, Universität) lässt sich beobachten, dass die Facebook-Nutzung der Jugendlichen und Post-Adoleszenten ungemein ubiquitär ist. Nicht zuletzt durch die Verbreitung mobiler Endgeräte werden diese Arenen alltäglichen Umgangs durch Facebook quasi verdoppelt: Direkt nach der Schule, teilweise noch an der Haltestelle des Schulbus', gehen die Jugendlichen online und treten über Facebook (wieder) miteinander in Kontakt. Alltagswelten wie die Schule, Universität oder auch der Arbeitskontext werden durch Facebook auf einer zusätzlichen Ebene der Repräsentation und Interaktion ver- und behandelt.⁶ Die Ausgangsthese der Untersuchung, dass via Facebook vermittelte Interaktion nicht etwas gänzlich anderes als face-to-face-Interaktion ist, wird mit Blick auf diese Art von Social Media als verdoppelnde Lebenswelt empirisch nachvollziehbar.

Die hohe Attraktivität Facebooks unter Jugendlichen ist vor allem in den niedrighwelligen Zutrittsvoraussetzungen und Facebooks „Hanging-Out-Struktur“ (Bischof 2012: 112) begründet. Zugang zum Internet und eine E-Mail-Adresse reichen für den Zutritt zu einer Szenerie, in der sie zwanglos „abhängen“, zum Zeitvertreib Videoclips schauen oder intensiv miteinander kommunizieren können. Ein weiterer zentraler Erfolgsfaktor Facebooks, den ich besonders im Hinblick auf die Ansprache von Jugendlichen über Social Media-Kanäle anführen möchte, ist die damit verknüpfte Selbstbestimmtheit der Nutzung. Jugendliche nehmen Facebook vor allem als eine Sphäre war, die nicht unter direkter Kontrolle von Eltern oder Lehrern steht. Sie verstehen Facebook als *ihre* Sphäre, die vor Beanspruchungen und Invasionen anderer – z.B. durch das Blocken von elterlichen Anfragen – verteidigt wird: „Weil sonst können die [seine Eltern, AB] ja das ganze Zeug lesen, och Arbeitgeber, was wir in unserer Freizeit machen, das is eigentlich getrennt!“, bringt Felix⁷, 16 Jahre, diese adressierte Trennung der Alltagswelten paradigmatisch auf den Punkt. Mit dieser Nutzungsmotivation stehen die Jugendlichen nicht nur dem Streben der Facebook-Schöpfer entgegen, die möglichst alle Lebensbereiche der Nutzer abzudecken suchen, sondern auch einem populären Missverständnis dem ich anhand eines Beispiels näher nachgehen möchte.

Der eben schon zitierte Felix macht einer späteren Stelle der Diskussion deutlich, worin der Interessenkonflikt in der Befreundung mit den Facebook-Profilen seiner Eltern bestünde: „Dann kann die [seine Mutter, AB] den ganzen Müll mitlesen, den ich dort/ am Wochenende gemacht habe: ‚Oh ja ich saufe, ich saufe‘ und zu ihr ‚Ja ich trink nich so viel.‘“ Besonders innerhalb von Peer Groups männlicher Jugendlicher kommt es zu teils sehr drastischen Postings von Fotografien exzessiven Partyverhaltens, die Felix hier selbst als „Müll“ charakterisiert. Eine kursorische Aufzählung kann der Vielfalt der Motive nicht gerecht werden, aber zu den häufiger auftretenden Abbildungen gehören: Gruppenbilder mit alkoholischen Getränken, Personen beim Trinken oder konsumieren von Joints, Erbrechende, mit Stiften bemalte oder Gegenständen drapierte Schlafende/Bewusstlose. Den so Dargestellten wird sowohl im öffentlichen als auch im akademischen Diskurs häufig unterstellt, dass sie in der Verwendung neuer Medien offenbar nicht zwischen der Repräsentation von angemessenem und unangemessenem Verhalten unterscheiden können. Anhand der Interpretation des von mir erhobenen Materials wird eine andere Deutung dieser scheinbar selbstverletzenden Postings verstehbar.

⁶ Natürlich wirkt die Facebook-Nutzung auch auf diese f2f-Arenen zurück: So berichteten mehrere Schüler, wie Missverständnisse in Facebook-Kommentaren zu Auseinandersetzungen auf dem Schulhof führten.

⁷ Die Namen der Jugendlichen sind anonymisiert. Die Transkripte der Interviews finden sich unter derselben URL wie die zugrunde liegende Abschlussarbeit (Bischof 2012).

Die Facebook-Funktion, Personen auf Fotos zu markieren, ist die am häufigsten erwähnte Form der jungen Nutzer, ihre Selbstdarstellungen kollektiv zu „ko-konstruieren“ (Boyd 2008: 136). Ihre Verwendung zielt auf die Abbildung gemeinschaftlicher Aktivitäten und der Generierung von Zuspruch in Form von Likes. Das Bildmotiv des exzessiven Partyabends funktioniert dabei gleich doppelt Identität stiftend: Zum einen ist der gemeinsame Besuch von Partys und dessen Dokumentation ein zeichenhafter Konsum von Freizeit. Das gegenseitige Markieren fungiert darüber hinaus als symbolischer Anspruch erheben: „Die auf meinem Foto mit mir markierte(n) Person(en) und ich gehören zusammen!“⁸ Die durch die Markierung von anderen erzeugte Unintendiertheit der Repräsentationen gleicht der Unterscheidung Goffmans zwischen *Expressions Given* (eigene Fotos) und *Expressions Given-Off* (automatisch aggregierte und von anderen Nutzern zusammen getragene Bilder). Während Trunkenheitsbilder in Kontexten wie Erwerbsarbeit sanktionsfähig sind, gelten sie im Kontext von Kollektiverlebnissen eindeutig als Kohäsion stiftendes Moment und dienen der Repräsentation eines bestimmten Sets sozialer Rollen, zuvorderst der, eine gesellige Person mit Freunden zu sein. Da das adressierte Publikum durch die personalisierte Öffentlichkeit, also die Summe der eingegangenen Verbindungen, Facebooks bekannt und antizipiert ist, bedrohen Ausrutscher und kleine Fehler das Selbstbild nicht existentiell.⁹ Facebook ist in der Praxis der untersuchten Jugendlichen also ganz explizit kein öffentlich-offizieller Ort, keine Verdopplung des Klassenzimmers, sondern eine innere Öffentlichkeit unter den Bedingungen des Privatseins, gewissermaßen eine Erweiterung des Schulflurs oder Pausenhofs.

Wenn die aus Goffmans Rollentheorie bekannte Analogie von Vorder- und Hinterbühne (Goffman 2007) auf solche Phänomene wie die Party-Fotos angewandt wird, dann meist mit dem Befund einer Erosion bzw. Transformation der Trennung zwischen „offiziellem“ und „inoffiziellem“ Verhalten. Diese Deutung ist in zweifacher Hinsicht kritisch zu betrachten. Theoretisch sind solche Erosions-Interpretationen deswegen schwierig, weil sie Goffmans Konzeption von Vorder- und Hinterbühne falsch interpretieren (Ford 2011). Die Hinterbühne ist bei Goffman der Zustand, in dem Vorderbühnenverhalten, also die situative Repräsentation bestimmter Rollenbilder, vorbereitet wird. Vorder- und Hinterbühne sind keine konkurrierenden Sphären sondern zwei Momente derselben Tätigkeit, der aktiven Anzeige verlässlicher Erwartungen erzeugender Zeichen in sozialen Situationen (Goffman 1996: 16). Zudem ist der Blick auf die unkontrollierte Hinterbühne auch bei den partyfreudigen Teenagern nicht gestattet. Die Jugendlichen gaben selbstläufig an, es abzulehnen, durch zu persönliche Postings anderer ungewollt Zeuge der intimen Privatsphäre vorbehaltenen Informationen zu werden. Bekenntnisse, die face-to-face nur den engsten Freunden und vertrautesten Familienmitgliedern offenbart würden, sollten auf Facebook nicht gepostet werden, so die Jugendlichen. In der Ablehnung von Selbstentblößungen – ein drastisches Beispiel war Selbstbeschmutzung durch Durchfall – wird der gemeinsame geteilte Wert der Schutzsphäre des Individuums an sich gewahrt. Vor allem das Informationsreservat (Goffman 2002: 68) als Territorium des Selbst gilt den Nutzern als schützenswert: Der Zugang zum Inhalt dessen, was ein Individuum will

⁸ Passend dazu führt die Markierung auf einem Foto technisch auch dazu, dass der verlinkte Nutzer bei jedem Kommentar und jeder „Gefällt mir“-Rückkopplung eine E-Mail-Benachrichtigung erhält – und damit Kontrolle über die von ihm angezeigte ‚soziale Markierung‘ (vgl. Goffman 2002: 73).

⁹ Das trifft ganz ausdrücklich nicht auf stigmatisierbare biografische Merkmale wie etwa Homosexualität zu. In den USA kam es 2010 zu einer Reihe von Selbstmorden, nachdem homosexuelle Teenager von Mitschülern gemobbt wurden. Besonders dramatisch war dabei der Fall von Tyler Clementi, einem Studenten der sich erst kurz zuvor geoutet hatte. Sein Mitbewohner im Studentenwohnheim postete über Twitter einen Link zu einer Webcam, die Clementi angeblich live beim Geschlechtsverkehr mit einem Mann zeigte. 15 Stunden später sprang Clementi von einer Brücke in den Tod.

und denkt, biographischen Tatsachen und Informationen, die unmittelbar an der Körperhülle und am jeweiligen Verhalten des Individuums wahrgenommen werden können, muss in Anwesenheit anderer kontrolliert werden. Der starke Eintritt für diese Regel in den Gruppengesprächen und auf Facebook¹⁰ spiegelt die Ernsthaftigkeit dieses Reservats wieder.¹¹ Es spricht vieles dafür, dass wir es hier eher mit einer Verschiebung dessen, was als „privat“ erachtet wird zu tun haben (vgl. Boyd und Marwick 2011) als einer Erosion der Grenze an sich.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Facebook für die jugendlichen Nutzer einen Wirklichkeitsausschnitt darstellt, der an ihre face-to-face-Lebenswelt sowohl eng gekoppelt, als auch in einer entscheidenden Hinsicht verschieden ist. Als Verdopplung der alltäglichen Arenen Schule oder Universität intensiviert und beschleunigt die digitale Lebenswelt Facebook dort beheimatete Kontakte und Konflikte. Die technische Beschaffenheit Facebooks provoziert dabei teilweise wettbewerbsförmiges Repräsentieren von Freundschaft (Freundeszahl, gemeinsame Fotos) und post-pubertären sozialen Identitäten (zeichenhafter Konsum, Profilbild-Posen). In diesem Sinne kann die Nutzungsweise der Jugendlichen als eine auf soziale Netzwerkseiten verlagerte Suche nach Anerkennung und Anzeige der Transformation zum jungen Erwachsenen – was für Jugendliche auch schon vor 40 Jahren typisch war – gelesen werden.

Allerdings bedeutet die Vermittlung dieser Prozesse über Facebook, dass sie digital dokumentiert werden und die Kontrolle über potentiell Image gefährdende Postings schnell verloren gehen kann. Mit diesem Wissen interpretieren Beobachter die Repräsentation offiziell unerwünschter, teilweise verbotener Verhaltensweisen durch die Jugendlichen als Erosion von Peinlichkeitsschwellen oder gar einer Auflösung des von Goffman beschriebenen zweiteiligen Mechanismus der unsichtbaren Vorbereitung und sichtbaren Darstellung unterschiedlicher Rollenbilder. Ich habe versucht zu zeigen, dass die Jugendlichen durch den Anspruch, Facebook sei ihre Sphäre, sich von offiziellen Rollenanforderungen, z.B. während des Unterrichts, gezielt distanzieren. Sie verweisen sehr wohl auf Grenzen des Veröffentlichbaren, allerdings nicht unter den Bedingungen einer öffentlich-offiziellen Sichtbarkeit der angezeigten Rollenbilder, sondern vor den Bedingungen personalisierter Öffentlichkeit. Da die Adressaten der Postings immer mitgedacht werden, verkehrt sich in der Abwehr beschädigender Blicke die Rechtfertigung im Vergleich zu face-to-face-Situationen: Unberechtigte Gäste der sozialen Netzwerkseite (Eltern, Lehrer, andere Erwachsene) müssen das Betrachten der potentiell beschädigenden Bilder rechtfertigen, nicht die Veröffentlichenden. Diese Umkehr kann als Verschiebung der unter den Jugendlichen geteilten Bedeutung von „Privatsphäre“ gelesen werden.

LITERATUR

Benkel, T. (2012): Die Strategie der Sichtbarmachung. Zur Selbstdarstellung bei Facebook. In Phänomen „Facebook“. Sonderausgabe von kommunikation@gesellschaft, Bd. 13, Hg. Zurawski, N. et al. Volltext: http://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/28270/B3_2012_Benkel.pdf [16.07.2013]

¹⁰ Unter dem erwähnten Selbstbeschmutzungs-Posting fanden sich sehr viele ablehnende und sanktionierende Kommentare befreundeter Nutzer.

¹¹ Die so geforderte Kontrolle über diese Informationen wird allerdings zuweilen von einer Unkenntnis der technischen Optionen, wie sich verändernden Privatsphäre-Einstellungen oder der tatsächlichen öffentlichen Reichweite der eigenen Postings, konterkariert.

- Bischof, A. (2012): Was geht auf Facebook eigentlich vor? Eine qualitative Analyse der Facebook-Nutzung als technisch vermittelte Interaktion. Institut für Kulturwissenschaften. Universität Leipzig. Volltext: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:15-qucosa-91672> [16.07.2013]
- Bohnsack, R. (2003): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 5. Aufl. Opla-den: Leske + Budrich.
- Boyd, D. (2008): Taken Out of Context. American Teen Sociality in Networked Publics. Dissertation. University of California, Berkeley. Volltext: <http://www.danah.org/papers/TakenOutOfContext.pdf> [16.07.2013]
- Boyd, D.; Marwick, A. (2011): Social Privacy in Networked Publics. Teens' Attitudes, Practices, and Strategies. Oxford. Volltext: <http://www.danah.org/papers/2011/SocialPrivacyPLSC-Draft.pdf> [16.07.2013]
- Bucher, T. (2012): Programmed Sociality: A Software Studies Perspective on Social Networking Sites. Dissertation, Faculty of Humanities, Universitetet i Oslo.
- Coté, M.; Pybus, J. (2011): Social Networks. Erziehung zur Immateriellen Arbeit 2.0. In Leister, O.; Röhle, T. (Hg.): Generation Facebook. Über das Leben im Social Net. Bielefeld: transcript. S. 51-73.
- Deleuze, G.; Guattari, F. (1987): A thousand plateaus. Capitalism and schizophrenia. Minneapolis.
- Facebook Inc. (2011): Einführung der Chronik. Erzähle deine Lebensgeschichte mit einem neuartigen Profil. Firmenblog. Volltext: <https://www.facebook.com/about/timeline> [16.07.2013]
- Ford, S.M. (2011): Reconceptualizing the Public/Private Distinction in the Age of Information Technology. Information, Communication and Society, 14.4. S: 550-567.
- Goffman, E. (1981) [1969]: Strategische Interaktion. München: Hanser.
- Goffman, E. (1994) [1967]: Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Goffman, E. (1996) [1974]. Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Goffman, E. (2002) [1971]. Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Goffman, E. (2007) [1959]. Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München: Piper.
- Grassmuck, V. (1995): Die Turing Galaxis. Das Universal-Medium als Weltsimulation. Volltext: <http://waste.informatik.hu-berlin.de/Grassmuck/Texts/tg.d.html> [16.07.2013]
- Höflich, J. (1997): Ansätze zu einer Theorie der technisch vermittelten Kommunikation. Zeitschrift für Semiotik 19. S: 203-228.
- Kaplan, K. (2003): Facemash Creator Survives Ad Board. The Harvard Crimson. Volltext: <http://www.thecrimson.com/article/2003/11/19/facemash-creator-survives-ad-board-the/> [16.07.2013]
- Knoblauch, H. (1994): Einführung. Erving Goffmans Reich der Interaktionen. In ders. (Hg.): Erving Goffman: Interaktion und Geschlecht. Frankfurt/M.: Campus. S: 7-50.

Neuberger, C. (2011): Soziale Netzwerke im Internet. Kommunikationswissenschaftliche Einordnung und Forschungsüberblick. In ders. et al. (Hg.): StudiVZ. Diffusion, Nutzung und Wirkung eines sozialen Netzwerks im Internet. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S: 33-96.

Pinch, T. (2007): Where is the Goffman of the Internet? Vortrag auf der 4S Conference, Montreal. Volltext <http://community.eldis.org/?50@@.59939fd6> [16.07.2013]

Wenz, K. (1999): Cybertextspace. Raummetaphern und Raumstruktur im Hypertext. Volltext: http://www.netzliteratur.net/wenz/cybertextspace_dt.htm [16.07.2013]

Wiedemann, C. (2011): Facebook - Das Assessment-Center der alltäglichen Lebensführung. In Leister, O.; Röhle, T. (Hg.): Generation Facebook. Über das Leben im Social Net. Bielefeld: transcript. S: 161-181.